

Schia und Iran

Auch wenn populäre westliche sowie einige sunnitische Darstellungen dazu neigen, die Schia als ein iranisches Phänomen anzusehen, und damit einen ethnischen Gegensatz zwischen der angeblich iranischen Schia und der arabischen Sunna konstruieren, lag der Ursprung der Schia im innerislamischen arabischen Milieu. Heute lebt die größte Gruppe der Schiiten jedoch tatsächlich in Iran. Eine Verknüpfung der Geschichte Irans mit jener der Schia ist daher durchaus sinnvoll.

Vorbemerkung

„Der Islam entstand nicht in dem Mysterium, das den Ursprung anderer Religionen umgibt, sondern im hellen Licht der Geschichte“ schrieb Ernest Renan, der erste Biograph Jesu Christi, der versuchte diesen, alles Göttlichen entkleidet, nüchtern und wissenschaftlich darzustellen. Aber in diesem Fall war der große Skeptiker wohl nicht skeptisch genug. Tatsächlich sind auch die Anfänge des Islams in ein schwer zu durchdringendes Dunkel gehüllt. Die älteste Biographie Mohammads* ist erst zwei Jahrhunderte nach seinem mutmaßlichen Tode verfasst worden, geht allerdings auf ein etwa hundert Jahre älteres Werk zurück. Auch andere zeitgenössische Quellen stehen uns nicht zur Verfügung. Und die ältesten überlieferten Nachrichten stammen von gläubigen Muslimen, denen es um die Stärkung des Islams ging, nicht um die historische Wahrheit. Nichtmuslimische und archäologische Zeugnisse fehlen. Wir wissen also nicht, ob die herkömmlichen Darstellungen über die Ursprünge des Islams richtig sind. Der an der Universität Münster lehrende (Muhammad) Sven Kalisch geht sogar so weit, die geschichtliche Existenz Mohammads und seiner ersten Nachfolger (wie übrigens auch der von Jesus und Moses) in Zweifel zu ziehen.

Auch über die Entstehung des Qor'āns (Korans) herrscht Ungewissheit. Es gibt Thesen, nach denen er ein Konstrukt aus dem 9. Jh. n. Chr. ist, das auf frühe judenchristliche Vorlagen in aramäischer (syrischer) Sprache zurückgeht. Dagegen hat Angelika Neuwirth, die Leiterin des Forschungsvorhabens *Corpus Coranicum* an der Berlin-Brandenburgischen Akademie der Wissenschaften, überzeugend nachgewiesen, dass er aus einer einzigen Epoche stammt und das Werk eines genialen, sprachlich hoch begabten Geistes ist. Nach ihrer Überzeugung ist er das Ergebnis eines liturgischen Dialogs zwischen einem Rezitator und seiner Gemeinde. Das hieße, dass er im Gottesdienst entstanden wäre. Gemeinhin wird angenommen, dass er um 650 n. Chr. - in einer allerdings viele verschiedene Lesarten zulassenden Schrift - aus einem viel umfangreicheren, mündlich überlieferten Corpus zusammengestellt worden ist. Die Mehrdeutigkeit ist damit jedoch nicht beseitigt. Es dauerte drei Jahrhunderte, bis im 10. Jh. immerhin noch sieben dieser unterschiedlichen Lesarten als kanonisch anerkannt wurden, und die Einheit wurde erst viel später erreicht: Die von der großen Mehrheit der Muslime als verbindlich angesehene Fassung des Qor'āns stammt von 1924.

Ohne eine Antwort auf die vielen offenen Fragen zu geben zu wollen, folgt die nachstehende Darstellung der Mehrheit der Islamwissenschaftler und vor allem der gläubigen Muslime. Ihre Überzeugung hat die iranisch-schiitische Geschichte geprägt; und wir können die iranische Kultur besser verstehen, wenn wir einen - zumindest oberflächlichen - Begriff von der tradierten Geschichte haben.

* Dieser Text lehnt sich bei der Umschrift an die persische (nicht die arabische) Aussprache an.

Die Anfänge

Nach der Überlieferung wurde Mohammad um 570 n. Chr. geboren, als junger Mann trat er in die Dienste der reichen Witwe Chadidscheh, die er später heiratete. Aus dieser Ehe ging seine Tochter Fatemeh hervor. Der Prophet selbst, sie und ihr Ehemann Ali sowie ihre Nachkommen bis zum zwölften Emām bilden die vierzehn schiitischen Heiligen. Mohammad empfing mit etwa 40 Jahren seine erste Offenbarung in einer Höhle im Berg Herā'. In Anspielung darauf verwenden iranische Architekten sehr gern an Tropfsteinhöhlen erinnernde Halbkuppeln als typisches Element für ihre Sakralbauten. Der Prophet begann 612 zu predigen, siedelte 622 nach Yathrib über, das nach ihm den Namen Medina („Stadt“, kurz für „die Stadt des Propheten“) erhielt, und gründete dort das erste islamische Staatswesen. Als er 632 starb, war seine Nachfolge ungeklärt.

Nach schiitischer Auffassung hatte Mohammad bei der Rückkehr von seiner letzten Pilgerfahrt auf dem Weg von Mekka nach Medina bei einem kleinen Teich (Ghadir) seinen bereits erwähnten Vetter und Schwiegersohn Ali zu seinem Stellvertreter und Nachfolger ernannt (nach sunnitischer Überlieferung wollte er ihn mit dieser Erklärung indessen nur als Anführer einer kleinen Truppe auf einem Feldzug bestätigen) und die Schiiten feiern deshalb das „Ghadir-Fest“ (Eid-e Ghadir) als einen ihrer wichtigsten religiösen Feiertage.

Die muslimische Gemeinde entschied sich indessen bei der Wahl eines Kalifen (von Chalifeh = Stellvertreter) zunächst für drei andere Mitglieder der Gemeinde und erst beim vierten Mal für 'Ali. (Wir dürfen uns diese Wahlen übrigens nicht wie demokratische Wahlen heute vorstellen, sie erinnern eher an die Kür des Königs durch die deutschen Kurfürsten.) Die vier ersten Nachfolger des Propheten sind für die Sunniten die „rechtgeleiteten Kalifen“, und ihre Zeit gilt ihnen als eine ideale Epoche in der islamischen Geschichte. Sie wird von den Salafisten (von Salaf = Vorgänger, Ahn) als Modell für ihr eigenes Verhalten betrachtet. Sehr friedlich verlief diese Zeit jedoch nicht. Unter den beiden ersten Kalifen eroberten die arabischen Heere das persische Großreich und die Hälfte des byzantinischen Imperiums. Der zweite Kalif, 'Omar, wurde von einem Sklaven ermordet. Auch der dritte Kalif, 'Osmān, starb eines gewaltsamen Todes. Er hatte die oben erwähnte schriftliche Fassung des Qor'āns veranlasst und zur allein verbindlichen Version erklärt. Dadurch hatte er die Rezitatoren, die diesen bis dahin mündlich überliefert hatten, entmachtet, was ihm deren gewaltsame Opposition eintrug. Außerdem bevorzugte dieser reiche Kaufmann, Angehöriger einer der Patrizierfamilien Mekkas, die dem Propheten bis zuletzt Widerstand geleistet hatten, seine nächsten Verwandten in einer Weise, die viele Muslime schockierte.

Schließlich wurde 656 n. Chr. 'Ali, ständiger Anwärter auf die Nachfolge des Propheten, zum vierten Kalifen gewählt. Aber er traf sofort auf bewaffneten Widerstand verschiedener Gruppen. Dadurch, dass er seine Hauptstadt aus Medina nach Kufa verlegte, also aus Arabien in eine Stadt des ehemaligen persischen Reiches, brachte er einen Teil der Muslime, unter ihnen die junge Witwe Mohammads A'ischeh, die 'Ali ohnehin in erbitterter Feindschaft verbunden war, noch mehr gegen sich auf. Er besiegte sie jedoch bald in der ‚Kamelschlacht‘, so genannt, weil die junge Frau ihr, auf einem Kamel sitzend, beiwohnte. Das ist wohl auch der Grund dafür, dass dieser bei den Sunniten sehr beliebte Name in Iran praktisch nicht vorkommt.

Gefährlicher wurde Ali die Familie seines getöteten Vorgängers. Der mit diesem verwandte Statthalter in Syrien, der Omayyade Mo'āwiyeh, warf ihm vor, die Mörder seines Vorgängers nicht energisch genug zu verfolgen, und führte deswegen Krieg gegen ihn. Da er sich, als dessen Truppen schon fast geschlagen waren, auf ein Schiedsverfahren einließ, statt diese endgültig militärisch niederzuringen, ermordete ihn der Angehörige einer radikalen Splittergruppe, der Charidschiten. Sie war der Auffassung, nur Gott hätte diesen Streit entscheiden dürfen und kein menschlicher Schiedsrichter.

Die Schiiten (von „Schī'at 'Alī“ = die Partei 'Alis) betrachten ihn als den ersten rechtmäßigen Nachfolger des Propheten und nennen ihn den ersten Emām. Dieses Wort bezeichnet für die Sunniten einfach den Vorsteher der Gemeinde, für die Schiiten jedoch den

Vorsteher der Gesamtheit der Muslime. Sie fügten in ihrem Glaubensbekenntnis den Sätzen „Es gibt keinen Gott außer Allah“ und „Mohammad ist der Gesandte Gottes“ noch einen weiteren hinzu: „’Ali ist der Freund Gottes.“ In ihren Augen brachte ’Alis Herrschaft fünf goldene Jahre. Auch schrieben sie ihm einen überragenden Einfluss auf die kulturelle Entwicklung zu. So soll er z. B. die Kalligraphie, die bald als die vornehmste der bildenden Künste galt, erfunden haben. Auch damit rückten sie ihn in die Nähe Gottes. Denn dieser selbst lehrte den Menschen nach dem Qor’ān den Gebrauch des Schreibrohrs, und ’Ali vervollkommnete ihn darin. Bestattet wurde er in Nadschaf im jetzigen Irak, bis heute wichtiger Wallfahrtsort und Zentrum schiitischer Gelehrsamkeit. Chomeyni verbrachte dort die weitaus meiste Zeit seines Exils (1965 – 78).

Postum verbreitete sich ’Alis Ruhm als Beschützer der Unterdrückten durch den ganzen Nahen und Mittleren Osten. Selbst in Afghanistan kursieren lokale Legenden über ihn: Es heißt, er habe einen Drachen erschlagen, der dann in einen Felsen verwandelt worden sei, und die Stadt Mazar-i Scharif (Grabstätte des Verehrten) heißt nach ihm, weil er angeblich dort begraben liegt. Mehrere untereinander recht verschiedene und weit auseinander lebende Gruppen wie die Aleviten in der Türkei, Syrien und Marokko nennen sich nach ihm.

Das Schisma

Nach ’Alis Tod im Jahre 661 n. Chr. riss Mo’āwiyeh die Herrschaft an sich. Er verlegte das Zentrum des neuen Reiches in seine Provinz nach Damaskus und begründete eine Dynastie. Noch zu seinen Lebzeiten ließ er seinem Sohn Yazid huldigen. Damit hatte die alte Machtelite Mekkas, die sich erst spät und aus Opportunismus dem Islam angeschlossen hatte, das Heft wieder in der Hand. Sie verzichtete nicht nur auf eine weitere Verbreitung des Islams, sondern behinderte Übertritte geradezu, wohl aus finanziellen Gründen, denn die Muslime waren steuerlich privilegiert. Mo’āwiyehs demonstratives Gebet auf dem Tempelberg wird daher von manchen Historikern nicht als Versuch gedeutet, diesen für die Muslime in Besitz zu nehmen, sondern als Geste des guten Willens gegenüber den unterworfenen Untertanen, die mehrheitlich noch Christen und Juden waren. Sogar der Felsendom wird von manchen Wissenschaftlern nicht als frühes muslimisches Heiligtum angesehen, sondern als Gotteshaus einer judenchristlichen (von Byzanz als Ketzer angesehenen) Gemeinde.

Die Zeit der Omayyaden ist einerseits von religiöser Toleranz bzw. Laxheit geprägt, andererseits von aristokratischem Standesbewusstsein. Sie schufen entgegen dem Ideal von der Gleichheit aller Muslime eine Klassengesellschaft, in der die Araber über die anderen Völker herrschen sollten. Nichtaraber mussten sich nach ihrer Bekehrung als Schutzbefohlene einem der arabischen Stämme anschließen und hatten keine Aussicht auf Gleichberechtigung. Wie man sich unschwer vorstellen kann, rief dies den Unwillen der Neumuslime hervor, insbesondere unter den Iranern, die ja nun im Gegensatz zu den Christen kein eigenes Reich mehr hatten. Kufa, die ehemalige Hauptstadt ’Alis, wurde zum Mittelpunkt des Widerstandes.

Nach dem Tode Mo’āwiyehs wandten sich die Bewohner Kufas an ’Alis zweiten Sohn, Hosseyn; denn Hassan, sein älterer Bruder, hatte gegen eine finanzielle Entschädigung durch die Omayyaden auf den Anspruch auf die Nachfolge seines Vaters verzichtet. Hosseyn dagegen zog mit einer kleinen Schar von Angehörigen und Anhängern nach Kufa, diese 72 Mitglieder umfassende Gruppe wurde aber unterwegs in der Nähe von Kerbelā in der Wüste von den Truppen Yazids abgefangen, belagert und schließlich, von Durst gequält, am 10. Moharram 61 (10. Oktober 680 n. Chr.) abgeschlachtet. Die Schiiten gedenken alljährlich zu ’Āschurā (von arabisch: der zehnte) mit Trauerfeierlichkeiten dieser Ereignisse. Dazu gehören Straßenumzüge mit Selbstgeißelungen und Passionsspiele in eigens dafür gebauten Theatern, den Hosseiniyehs oder Takiyehs. Zu den heldenhaften Märtyrern gehört auch der Halbbruder Hosseyns, Abolfazl, der versuchte, den Verdurstenden einen gefüllten Wasserschlauch zu bringen. Die Belagerer hieben ihm erst auf seinem Weg ins Lager nacheinander beide Hände ab und durchschossen den Schlauch dann mit ihren Pfeilen. Damit wurde Abolfazl zum Namensgeber vieler Wasserhäuschen und zu einer Art Schutzheiligen derer, die etwas zu

überbringen haben; an vielen Lastwagen und Überlandbussen kann man Aufschriften sehen, in denen er angerufen wird. Der Märtyrerkult wurde zu einem wesentlichen Bestandteil der iranischen Kultur, und so wurde denn auch Hassan nachträglich noch in einen Glaubenszeugen umgedeutet. Umgekehrt wurde Yazid zum Inbegriff des bösen Tyrannen. Als Chomeyni seinen Propagandafeldzug gegen den letzten Schah führte, nannte er ihn den „Yazid unserer Zeit“. Wegen des Bezugs auf diese Ereignisse musste die Anzahl der am 28. Juni 1981 durch ein Attentat getöteten Würdenträger der jungen Islamischen Republik Iran unbedingt 72 sein, und die ursprünglich gemeldete Zahl von 85 Opfern wurde nachträglich korrigiert.

Das abbassidische Kalifat (749 – 1258)

Die überall, besonders aber im ehemals persischen Reichsteil, zu spürende Unzufriedenheit unter den nichtarabischen Muslimen nahm so sehr zu, dass die Omayyaden schließlich 749 gestürzt und bis auf einen, der nach Spanien fliehen konnte und dort ein eigenes Reich gründete, getötet wurden. Eine entscheidende Rolle spielte dabei der persische Propagandist und Organisator dieser Revolte, Abu Moslem. Er verstand es, den Schiiten falsche Hoffnungen zu machen und sich dadurch ihrer Unterstützung zu versichern, brachte jedoch eine streng sunnitische Dynastie an die Macht. Sie berief sich auf die Abstammung von Mohammads Onkel Abbās und wird daher als abbassidisch bezeichnet.

Kurz nach deren Machtübernahme gründete ein Kalif der Abbassidendynastie in der Nähe der alten iranischen Reichshauptstadt nach dem Vorbild persischer Städte die neue Kapitale, Bagdad. Damit war das politische Zentrum wieder aus dem einst oströmischen Reichsteil in den ehemals persischen verlagert worden, die arabische Halbinsel dagegen blieb weiterhin am Rande. In die Zeit der Abbassiden fällt die dogmatische Ausgestaltung des sunnitischen Islams durch die Gründung der vier unterschiedlich strengen sunnitischen Rechtsschulen. (Als liberalste gilt die in der Türkei verbreitete hanafitische, als engstirnigste die in Saudi-Arabien beheimatete hanbalitische. Die letztgenannte wurde im 18. Jahrhundert durch Abd-al-Wahhab, einen besonders fanatischen Puritaner, noch radikalisiert. Aus dem Bündnis von diesem und Ibn Saud ging der saudische Wahhabismus hervor, dessen Anhänger sowohl die Sufis als auch die Schiiten als Ungläubige betrachten.) Die Gelehrten fanden Antworten auf alle offenen juristischen Fragen, die Rechtsentwicklung galt damit als abgeschlossen, und „das Tor der Interpretation wurde geschlossen“. Die zum Islam Übergetretenen erhielten nun die gleichen Rechte wie die Araber, und der Einfluss der persisch-zoroastrischen Überlieferung auf Theologie und geistliches Recht war nicht unerheblich. Um nur ein Beispiel zu nennen: Im Qorʾān ist von drei täglichen Gebeten die Rede; die Zahl der fünf Gebete pro Tag ist aus der zoroastrischen Tradition übernommen. Aus einem arabischen Glauben wurde nun eine Weltreligion. Auch das Bagdader Hofzeremoniell folgte iranischem Vorbild. Manche Araber wie etwa die marokkanische Soziologin Fatima Mernissi sehen in diesem Umschwung sogar eine Machtübernahme durch die Iraner.

Die Reformen nahmen den Schiiten bei den Massen den Wind aus den Segeln, was erklärt, dass heutzutage über 80% der Muslime Sunniten sind. Aber die schiitische Opposition lebte fort, und es gab Orte, an denen sie sich konzentrierte; mehrere davon lagen in Iran, dazu gehört z. B. Qom, das heutige Zentrum der schiitischen Gelehrtensamkeit. Ein Grund für die Sympathien der Iraner für die Schia mag sein, dass Hosseyn eine Tochter des letzten vorislamischen iranischen Schahs geheiratet haben soll.

Die Schiiten erkennen die Kalifen nicht als rechtmäßige Nachfolger des Propheten Mohammad an, sondern verehren stattdessen seine aus der Ehe von Mohammads Tochter Fātemeh mit dessen Vetter ʿAli hervorgegangenen Nachkommen als Emāme (arabisch: Imāme).

Der Kalif Maʿmun, Sohn des uns durch die Märchen aus „Tausendundeiner Nacht“ bekannten Harun ar-Raschid, der Boten an den Hof Karls des Großen entsandt und diesem einen Elefanten geschenkt haben soll, unternahm den Versuch, Sunniten und Schiiten miteinander zu versöhnen, indem er den achten Emām, Rezā, zu seinem Nachfolger ernannte.

Aber dieser starb 818, während er sich zusammen mit dem Kalifen am Grab von Harun ar-Raschid im Osten des heutigen Irans aufhielt. Der Herrscher ließ Rezā daraufhin nahe dem Grabe seines Vaters Harun ar-Raschid bestatten. Da die Schiiten glauben, er sei von seinen politischen Gegnern vergiftet worden, nannten sie den Ort von nun an „Maschhad“ = Stätte des Martyriums (von Emām Rezā). Er wurde zur zweitgrößten Stadt Irans und ist für dessen Bewohner die wichtigste Pilgerstätte im Land. Die Schwester des Emāms Rezā namens Fātemeh starb, als sie sich auf dem Weg zu ihm in Qom aufhielt. Ihr Grab ist den schiitischen Gläubigen, nicht nur aus Iran, sondern auch den Nachbarländern, heilig und Ziel zahlreicher Wallfahrten. Es wurde zum Anziehungspunkt für den schiitischen Klerus und zur Ursache dafür, dass sich heute dort die wichtigsten theologischen Hochschulen des Landes befinden. Ein etwas später verstorbener Bruder des Emāms Rezā wurde in Schiras bestattet. Seine Grabmoschee gilt ebenfalls als bedeutendes Heiligtum.

Auch die drei nächsten Emāme wurden ermordet und gelten wie alle ihre Vorgänger als Märtyrer, nur der letzte, der zwölfte Emām (geb. 869 n. Chr.) verschwand spurlos. Er wurde nach dem Glauben der Schiiten in die Verborgenheit entrückt, um am Ende der Zeiten wiederzukehren und als „Mahdi“ (von Gott Geführter) ein Reich des Friedens zu errichten. Dies glauben jedenfalls die Imamiten bzw. Zwölferschiiten, so genannt nach den zwölf Emāmen (Imamen). Sie sind die weitaus größte schiitische Gruppe und bilden jetzt die Mehrheit in Iran und dem Irak. Durch frühere Abspaltungen und Allianzen gibt es indessen noch weitere schiitische Konfessionen (z. B. die gemäßigten Zayditen oder Fünferschiiten und die in verschiedene Untergruppen zerfallenden radikalen Ismailiten oder Siebenerschiiten, von denen die wichtigsten die Fatimiden, die in Ägypten ein eigenes Kalifat errichteten, und die Nizariten, die Nachfolger der Assassinen, sind. Politisch-religiös längst modernisiert, leben heute rund 20 Millionen Nizariten vor allem in Pakistan; ihr geistliches Oberhaupt nennen sie ‚Aga Khan‘, der Großvater des heutigen genoss sogar Weltruhm (Aga Khan III, 1885 – 1957). Ihr gehört die große Berliner Moschee am Hohenzollerndamm.

Auch wenn ‚Ali bei ihnen ebenfalls in hohem Ansehen steht, sind die türkischen Aleviten eigentlich keine Schiiten, sondern sie bilden eine eigene Religionsgemeinschaft, in deren Glauben sich verschiedene religiöse Einflüsse verbunden haben und bei denen die Frauen eine annähernd gleichberechtigte Stellung haben.

Iranische Teilreiche

Zwar bestand das Bagdader Kalifat nominell bis zu seiner Vernichtung im Mongolensturm 1258 fort, tatsächlich aber verloren die Abbassidenkalifen bald die Macht und wurden mehr oder weniger zu Repräsentationsfiguren. Auf dem Gebiet des früheren Irans entstanden mehrere Teilreiche, von denen hier nur die drei wichtigsten genannt werden sollen:

Die *Samaniden* herrschten von 892 – 999 im Nordosten des ehemaligen iranischen Großreiches in einem Gebiet mit der Hauptstadt Buchara. Sie wurden für die Kulturgeschichte dadurch wichtig, dass sie ihre Hauptstadt zum Mittelpunkt einer iranischen Renaissance machten. Sie behaupteten, von einem der vorislamischen iranischen Großkönige abzustammen, nahmen den alten Herrschertitel Schāhānshāh an, machten Persisch zur Hofsprache und förderten die Dichtung in persischer Sprache.

Die *Buyiden* (945 – 1055) stammten ursprünglich aus einer Landschaft am Südrand des Kaspischen Meeres, in der überwiegend (zayditische) Schiiten lebten. Drei Brüder aus dieser Familie eroberten Zentral-, Westiran und das Zweistromland. Sie und ihre Nachkommen sollten bis 1055 dort herrschen. Einer von ihnen eroberte 945 Bagdad und machte sich zum „Schutzherrn“ des Kalifen. Damit herrschte in weiten Teilen Irans zum ersten Mal eine schiitische Regierung. Damals war es üblich, verdiente Staatsdiener durch wohlklingende Titel bzw. Namen (Laqab) zu ehren. Der Kalif sah sich genötigt, den Buyidenherrschern solche zu verleihen. Es entbehrt nicht der Ironie, dass der oberste Sunnit nun ausgerechnet an Schiiten Namen wie ‚Emād-od-Douleh‘ (Stütze der Staates), ‚Rokn-od-Douleh‘ (Säule des Staates) oder gar ‚Emād-od-Din‘ (Stütze der Religion) verlieh. Diese Sitte hielt sich übrigens in Iran bis an die Schwelle zur Moderne. Der Name Mossaddeq war ein solcher Laqab.

Die Buyiden erwiesen sich als große Förderer der iranischen Kultur und der Zwölfer-Schia. Unter ihnen wurden zum ersten Mal öffentliche Feiern zum Gedenken an das Martyrium Hosseins eingeführt, sie ließen die Schreine der Emāme ausbauen, errichteten fromme Stiftungen und ließen nun (wie die Kalifen es ein Jahrhundert vorher mit der Sunna getan hatten) durch kanonische Bücher die zwölferschiitische Glaubenslehre und das darauf beruhende Recht schriftlich festlegen. Dazu gehören die Sammlungen von Hadithen (Überlieferungen). Nicht nur das im Qor'ān schriftlich niedergelegte Wort ist für die Muslime Richtschnur des Verhaltens, sondern auch das Verhalten von Mohammad und seinen Gefährten. Die Berichte darüber, die Hadithe, gehen, wie man sich vorstellen kann, weit auseinander, und Authentisches ist mit interessen geleiteten Erfindungen vermischt worden. So nimmt es nicht wunder, dass Sunniten und Schiiten voneinander abweichende Hadithe haben und unterschiedliche Rechtsauffassungen. Das wohl bekannteste Beispiel dafür ist die nur von den Schiiten anerkannte Zeitehe; nach einem schiitischen Hadith hat Mohammad selbst sie als Mittel gegen die sexuellen Nöte der Mekkapilger eingesetzt. Tatsächlich ist sie aber wohl eine aus dem sassanidischen Recht übernommene Institution.

Weiter östlich lag das Reich der *Ghaznawiden* (977 – 1186). Sie waren eine sunnitische, iranisierte Dynastie türkischen Ursprungs, deren Hauptstadt Ghazni (heute in Afghanistan) war. Ihr Machtbereich umfasste vor allem das jetzige Afghanistan und Pakistan. Sie waren in gewisser Weise Nachfolger der Samaniden und wurden zu mächtigen Förderern der iranischen Kultur. Wichtig sind sie vor allem dadurch, dass der aus dem persischen Landadel stammende Dichter Firdausi (Ferdoussî) in ihrem Auftrag das iranische Nationalepos Schāhnāmeh (Königsbuch) schuf. Mit diesem im Jahre 1010 vollendeten Werk von über 50 000 Versen Länge lieferte er einen entscheidenden Beitrag für die Entwicklung der neupersischen Sprache und des iranischen Nationalbewusstseins.

Eroberer aus dem Nordosten und die Assassinen

Nach dieser Zeit rollten drei Eroberungswellen über Iran hinweg, die ihren Ursprung in den nordöstlichen Steppengebieten Asiens hatten. Alle drei stärkten die Anhänger der Sunna. Zunächst kam das Turkvolk der Seldschuken, dann folgten die mongolischen Il-Chāne und schließlich Timur Lenk (Tamerlan) und seine Nachfahren, die Timuriden.

Unter den ersten von ihnen gab es jedoch einen schiitischen Zwischenakt. Nach einer hübschen Legende studierten der Mathematiker und Astronom 'Omar Chayyām, der bei uns vor allem als Dichter durch seine Vierzeiler berühmt geworden ist, der Wesir der Isfahaner Seldschukensultane Nezām-ol-Molk und der Gründer des Assassinenordens Hassan Sabah, für die Kreuzritter der „Alte vom Berge“, gemeinsam und bewohnten in ihrer Madrasah (Hochschule) dieselbe Zelle. Sie sollen sich geschworen haben, wenn einer von ihnen es zu etwas bringen würde, sollten die beiden anderen daran gleichen Anteil haben. Als Nezām-ol-Molk nun erster Mann im Staat nach dem Sultan wurde, habe 'Omar Chayyām sich mit einer Stelle als Hofastronom begnügt (und als solcher eine Kalenderreform eingeführt), Hassan Sabah aber die gleichen Rechte wie der Wesir verlangt. Als dieser das abgelehnt habe, sei er außer Landes gegangen, um als Begründer einer terroristischen Vereinigung Rache zu nehmen. Diese soll Selbstmordattentäter angeworben haben, indem sie junge Leute in einen Haschischrausch versetzte, auf eine Bergfeste brachte, dort mit allen für das Paradies versprochenen Freuden verwöhnte, sie in einem zweiten Haschischrausch in den Alltag zurückbrachte und ihnen erklärte, wenn sie ins Paradies zurückwollten, sollten sie einen ihnen bezeichneten Sünder mit dem Messer töten. So würden sie als Märtyrer ins Paradies kommen. Daher wird diese Vereinigung Assassinen (von Haschischiyun = Haschischesser) genannt. (Das französische Wort assassin (Mörder) geht darauf zurück.)

Die Geschichte ist wahrscheinlich unhistorisch, richtig ist aber, dass Hassan Sabah ins Exil ging, im ägyptischen Reich der isma'ilitischen (siebenerschiitischen) Fatimiden (nach Fatemeh, der Tochter Mohammads) Anhänger einer radikalen Sekte wurde, 1072 nach Iran zurückkehrte, 1090 die Burg Alamut im Alborzgebirge zu seinem Hauptquartier machte und mit seinen Sendboten durch politische Attentate Angst und Schrecken sowohl unter den

Sunniten als auch unter den Christen verbreitete und dass sowohl Nezâm-ol-Molk als auch der Sultan selbst durch deren Hand starben. Erst die Mongolen vermochten der Assassinen Herr zu werden, indem sie deren Burgen eine nach der anderen eroberten. Die Nachfahren dieser religiösen Gruppe leben heute unter dem Namen Nazariten, wie oben bereits erwähnt, besonders auf dem indischen Subkontinent, in Afghanistan und Tadschikistan.

Die Geschichte der Assassinen diente der anglo-amerikanischen Propaganda gegen Iran als Teil der „Achse des Bösen“ unter George W. Bush als Mittel, um die Schiiten als angebliche Terroristen anzuschwärzen. Diese Version lässt aber außer Acht, dass jene Attentäter eben keine Zwölferschiiten waren und dass sie im Gegensatz zu den heutigen sunnitischen Selbstmordattentätern weder unbeteiligte Opfer in Kauf nahmen noch sogenannte weiche Ziele, also Unbeteiligte, angriffen. Andererseits lässt sich nicht leugnen, dass Iran für mehrere in den ersten Jahren nach der Revolution begangene terroristische Anschläge verantwortlich ist und diese Praxis anscheinend neuerdings wieder aufgenommen hat.

Die Safawiden (1501 – 1722)

Schon unter den Mongolenherrschern wurden die Sufiorden als Sachwalter der leidenden Bevölkerung populär. Sie spendeten nicht nur Trost, sondern leisteten oft auch materielle Hilfe, und ihre Scheichs dienten häufig der Vermittlung zwischen der Machtelite und dem einfachen Volk. Sie trugen vermutlich mehr zur Verbreitung des Islams bei als die orthodoxen Theologen. Im Laufe der Zeit wurden die Orden nicht selten zu gut organisierten, militanten Verbänden. Der von diesen praktizierte Volksislam stand durch die besondere Verehrung 'Alis der Schia nahe. Das galt auch für den von Safi-od-Din (gest. 1334) gegründeten und nach ihm benannten Orden der Safawiyeh.

Jahrhunderte lang waren nomadisierende Stämme von Nordosten kommend nach Iran und zum Teil weiter nach Kleinasien gewandert. Nun kehrte sich die Richtung um. Im 15. Jahrhundert strömten drei Wellen türkischer Rückwanderer, die sich der Herrschaft der Osmanen entziehen wollten, aus Anatolien nach Iran. Besonders die der dritten Welle, die Kizilbäsch (Rotköpfe, so genannt nach ihrer roten Kopfbedeckung) füllten die Ränge des Safawidenordens. Eingeklemmt zwischen den Osmanen im Westen und den Usbeken im Osten, verwandelte sich diese ursprünglich friedliche Glaubens- und Lebensgemeinschaft in einen militärischen Verband, dessen Ordensmeister Esmâ'il 1501 nach der Eroberung von Tabriz den alten persischen Königstitel Schâhânschâh annahm. Bald hatte er das Gebiet des heutigen Irans, Westafghanistan und das Zweistromland eingenommen.

Aber die Randzonen dieses Gebiets waren heftig umkämpft, und das neu entstandene Reich war auf die Loyalität seiner Krieger angewiesen. Die Sprache war kein geeignetes Abgrenzungsmerkmal, da sowohl die Osmanen als auch die Usbeken ebenfalls Turkvölker waren. Ein iranisches Nationalgefühl gab es damals noch nicht, und schon gar nicht bei den Kerntruppen, den gerade erst aus Anatolien zurückgewanderten Turkmenen. So kam für die Identifikation als Gruppe eigentlich nur die Religion in Frage, und die Safawiyeh stand, wie bereits erwähnt, der Schia nahe. Also entschied man sich für diese und brachte sich damit in Gegensatz zu den osmanischen und usbekischen Sunniten. Betont wurde dieser durch die rituelle Verfluchung der drei ersten Kalifen, die den Schiiten als Usurpatoren galten. Der Orden hing jedoch einem eher heterodoxen, diffusen Glauben an und verfügte keineswegs über geeignete, entwickelte dogmatische Grundlagen und theologische Lehrer. Deswegen ließ man diese aus den arabischen Gebieten, vor allem dem Libanon kommen und begann eine systematische Bekehrung der iranischen Bevölkerung, die bis dahin mehrheitlich sunnitisch gewesen war, zur Zwölferschia.

Der bedeutendste der Safawidenschahs war Abbās der Große (1587 – 1629), der Isfahan zur Hauptstadt machte. Noch heute sehen wir dort sowohl die Spuren der libanesischen Fachleute als auch Zeugnisse dessen, dass die Sprache der Safawiden Türkisch war. Der repräsentative Empfangspavillon des Schâhânschâhs, die „Hohe Pforte“ von Isfahan trägt noch immer keinen persischen Namen, sondern heißt türkisch Āli Qāpu. Zum Ende der Safawidenzeit war Iran weitgehend schiitisch geworden, nur in den Grenzgebieten gab und gibt es noch einige sunnitische Gruppen.

Die Qādschären (1779 – 1925)

Nach dem Sturz der Safawidendynastie 1722 durch afghanische (sunnitische) Rebellen gab es ein kurzes sunnitisches Zwischenspiel unter Nāder Schāh. Aber bald setzten sich zunächst die lurische Zanddynastie und dann die der turkstämmigen Qādschären durch. Beide hingen dem zwölferschiitischen Glaubensbekenntnis an. Aber während es unter den Safawiden eine Allianz zwischen dem schiitischen Klerus und den Herrschern gegeben hatte, entstand nun eine Konkurrenz. Die Theologen betrachteten den verborgenen 12. Emām bis heute als den einzigen legitimen Herrscher; daher heißt die zum Weltkulturerbe gehörende, schönste Straße Teherans, die ehemalige Pahlavi-Avenue, jetzt nach dem „Herrn der Zeit“ Vali 'Asr. Die Geistlichen sahen sich selbst als sein Sprachrohr an und sprachen den weltlichen Herrschern die Legitimität ab. (Hier kündigte sich also bereits ein Gegensatz zwischen Herrscher und Geistlichkeit an, der 1979 zum vollständigen Bruch führen sollte.) Deswegen suchten die Qādschären die Unterstützung der gläubigen Menschen durch eine Förderung volkstümlicher Religiosität mit Passionsspielen und anderen Formen der Pflege des Gedächtnisses des großen Märtyrers Hosseyn. Sie errichteten zu diesem Zweck zahlreiche Spielstätten, die „Takiyehs“ oder „Hosseiniyehs“, die man noch heute überall im Lande findet.

Die Zeit der Pahlawis (1925 – 1979)

Rezā Schāh, der Begründer der kurzlebigen Dynastie der Pahlavis, der 1925 den letzten Qādschārenschāh absetzte, war ein Bewunderer Atatürks und Anhänger eines laizistischen Staates. Zunächst versuchte er, eine Republik auszurufen, die Geistlichen erklärten das jedoch in einer Fatwa, einem religiösen Rechtsgutachten, für unvereinbar mit der Schia. Daraufhin krönte er sich selbst zum Kaiser. In anderen Punkten wich er jedoch nicht vor dem Klerus zurück, sondern beschnitt dessen Einfluss erheblich. Er führte laizistische Schulen ein, machte die Justiz von der Geistlichkeit unabhängig und verbot die traditionelle islamische Kleidung, einschließlich des Tschādors. Auch schaffte er die Polygamie ab und stärkte die Rechte der Frauen. Er war jedoch kein liberaler Demokrat, sondern ein als Monarch verkleideter Militärdiktator, der sich Aufklärung und Verwestlichung durch eine Revolution von oben zum Ziel gesetzt hatte.

Sein Sohn Mohammad Rezā Schāh setzte diese Politik im Wesentlichen fort, nur das Verbot, sich zu verschleiern, fiel weg. So ist es nicht verwunderlich, dass einer der einflussreichsten schiitischen Geistlichen, ein Ayatollah und Nachkomme von Mohammad und dessen Enkel Hosseyn namens Kāschāni, sich in der Krise von 1952/3 um die Verstaatlichung des iranischen Erdöls während des Machtkampfes zwischen dem Schah und dem gewählten Premierminister Mossaddeq auf die Seite des Letzteren stellte. Als dieser jedoch noch weitergehende laizistische Reformen in Angriff nahm und Sondervollmachten für sich vom Parlament verlangte, wechselte der Ayatollah die Front, sprach von einem „demokratischen“ Schah und verlangte die Todesstrafe für Mossaddeq. Dennoch wird Kāschāni heute in der Islamischen Republik Iran als Opfer des vom CIA organisierten und den iranischen Monarchisten durchgeführten Staatsstreichs, der den ins Ausland geflohenen Schah zurückbrachte, dargestellt.

Ähnlich flexibel geht die offizielle Darstellung im Falle von Ali Schari'ati mit der Wahrheit um. Er gehörte zu einer politischen Gruppierung, die sich *Bewegung der Gott ergebenen Sozialisten* nannte, und war in den Jahren um 1970 Starredner in einem Teheraner Hosseiniyeh Erschād, einer nach dem Vorbild der Hosseiniyeh genannten Versammlungsstätten gegründeten, aber modern eingerichteten Bildungsanstalt. Dort saßen die Zuhörer nicht auf einem Teppich wie in der Moschee oder den herkömmlichen Passionstheatern, sondern auf Stühlen, und der Vortragende benutzte ein Rednerpult westlichen Stils. Damit versuchte man, die aufgeklärte, verwestlichte Mittelschicht zu erreichen.

Dort predigte Ali Schari'ati gegen den „korrumpierten Islam der Safawiden“, der nichts als Unterdrückung und Ausbeutung gebracht habe, und warb für den einzigen Weg, der zu

Wahrheit und Gerechtigkeit führe, nämlich den des schiitischen Märtyrers in der Nachfolge 'Alis und seiner Söhne. Doch seine Vorstellungen überschritten sich mit revolutionären marxistischen Elementen, und er forderte die Zuhörer sogar auf, die „Tyranen zu töten oder zu sterben“.

Die traditionelle Geistlichkeit fühlte sich angegriffen und distanzierte sich von ihm; als diese nicht mehr ihre schützende Hand über ihn hielt, wurde er durch den Savak, den Geheimdienst des Schahs, verhaftet. Daraufhin veröffentlichte er in mehreren Tageszeitungen Artikel, in denen er den Marxismus kritisierte und die Regentschaft von Mohammad Rezā Schāh lobte, und wurde 1975 aus dem Gefängnis entlassen. Danach war er ein gebrochener Mann. 1977 ging er ins Exil und starb dort bald darauf an einem Herzinfarkt. Jetzt wird er als Märtyrer verehrt, man verbreitet die Version, er sei vom Savak ermordet worden, und eine der längsten und wichtigsten Straßen Teherans, eben die, an der das Hosseiniyeh Erschād liegt, in dem er einst aufgetreten ist, heißt nach ihm.

Die Islamische Republik Iran

Der gefährlichste Gegner des Schahs kam jedoch aus den Reihen der traditionellen schiitischen Geistlichkeit: Ruhollah Chomeyni. Er entwickelte die Lehre von der Herrschaft des Faqih, des theologischen Rechtsgelehrten. Diese seien als einzige berufen, den Willen des „Herrn der Zeit“ zu deuten und während seiner Abwesenheit die Menschen zu regieren. Damit erreichte die Ablehnung der weltlichen Herrscher durch die Geistlichkeit eine neue Qualität; denn an die Stelle der bisherigen quietistischen Distanz trat nun eine oppositionelle Militanz. Da die hohe Geistlichkeit ihn als einen der ihren schützte, wagte es der Schah nicht, ihn hinrichten zu lassen, und verfügte seine Ausweisung, zunächst in die Türkei und nach kurzer Zeit von dort nach Nadschaf. Dort blieb er viele Jahre unbehelligt, fand jedoch auch nur wenig Echo bei den Massen. Aber der Monarch schaufelte sich sein eigenes Grab, als er sich mit Saddam Hosseyn darauf verständigte, Chomeyni von dort zu vertreiben; denn nun interessierte sich die internationale Presse für ihn. Aus der Nähe von Paris konnte er seine Botschaft weltweit verbreiten. Seine Propaganda wurde durch Rundfunksendungen, Kassetten und mittelbar auch durch die Prediger der Moscheen in Iran weitergegeben. Sie mobilisierte die Massen, löste einen Generalstreik aus und führte schließlich im Februar 1979 zur Islamischen Revolution.

Seitdem ist in Iran, zum ersten Mal in der Geschichte, die schiitische Geistlichkeit direkt an der Macht. Bis dahin hatte sie die weltliche Herrschaft immer als nur vorläufig, als mit dem Makel der Sünde behaftet bezeichnet und auf die Wiederkehr des verborgenen Emāms gewartet. Nun aber wird sie vom Volk für die Erfolge und Misserfolge der Politik verantwortlich gemacht. Die Folge ist, dass sich zumindest die städtische Mittelklasse, vielleicht aber auch die Mehrheit des Volkes zunehmend von der Religion abwendet. Ein Indiz sind die Vornamen der neugeborenen Kinder. Die Anzahl der islamisch-schiitischen Namen geht drastisch zurück, und stattdessen geben die Eltern ihren Babys vorislamische persische Namen oder wählen poetische Wörter dafür aus.

Paradox ist auch die Folge der Islamisierung der Universitäten. Während sich früher fromme Familien weigerten, ihre Töchter an derart „unmoralische“ Anstalten zu schicken, sehen sie jetzt keinen Grund mehr dafür, das nicht zu tun. Die Folge ist, dass heute mehr Mädchen als Jungen studieren und immer mehr junge Frauen ihren eigenen Kopf gebrauchen, statt auf die Lehren der Prediger zu hören.

Das Verhältnis zur islamischen Mystik, dem Sufitum, hat sich dagegen in den letzten Jahren geradezu dramatisch verschlechtert. Während unter Chomeyni, der selbst eine Sufilehre durchlaufen und auch sufische Gedichte geschrieben hatte, gegenüber dem Sufismus eine gewisse Toleranz herrschte, sind 2011 zwölf Sufi-Scheichs verhaftet worden, die z. T. heute noch unter Arrest stehen; und neuerdings wurden mehrere Schreine von Sufi-Heiligen in normale Gräber umgewandelt. Dadurch unterscheiden sie sich nun deutlich von den Emānzādehs, (Heiligengräber von Nachkommen der Emāme) und die Gläubigen können dort keine Geldspenden mehr hinterlassen, wie es bei den Schreinen üblich ist. Damit wird

den Sufis wirtschaftliche Macht und Einfluss entzogen. Dadurch drohen die geistlichen Machthaber, gerade die Grundlage jener toleranten, weltoffenen Religiosität zu zerschlagen, die einst dazu geführt hat, dass Iran zu einem mehrheitlich schiitischen Land geworden ist.

Schiitische Besonderheiten

Es seien noch zwei Punkte erwähnt, die im Widerspruch zu der bei uns gängigen Meinung über den Islam stehen. Der eine betrifft das Bilderverbot. Es hat in der Schia nie streng gegolten, sodass in Iran bereits seit den Safawiden nicht nur Miniaturmalerei, sondern auch großflächige Porträtmalerei verbreitet ist. Allerdings hatten noch die Qadschären religiöse Bedenken dagegen, Statuen aufstellen zu lassen. Damit haben erst die Pahlavi-Schahs begonnen. Inzwischen gibt es aber auch Standbilder von Geistlichen im öffentlichen Raum, z. B. von dem oben erwähnten Kāschāni, und neuerdings findet man sogar in den meisten Moscheen und Heiligengräbern, bei denen das bis zur Revolution unvorstellbar gewesen wäre, Porträts von Menschen, nämlich die von Chomeyni und seinem Nachfolger. Auch die Bezeichnung von Chomeyni als Emām ist ein Tabubruch; denn dieses Wort war bis dahin den zwölf berufenen, aber bis auf 'Ali stets von der Macht fern gehaltenen Nachfolgern des Propheten vorbehalten. Dies zeigt gleichzeitig in welche Nähe Chomeyni zum „Herrn der Zeit“ gerückt worden ist. Nicht wenige Iraner mögen die Hoffnung gehegt haben, er selbst sei der Erwartete.

Der andere Punkt betrifft die Radikalität und Rigidität der Schia. Im Gegensatz zur Sunna ist in ihr das „Tor der Interpretation“ nie geschlossen worden, d. h. die Rechtsentwicklung ist nicht abgeschlossen. Geistliche, die einen bestimmten Rang (den eines Modschtahed) erreicht haben, können neue Interpretationen des Rechts (Edschtehād) vornehmen und dies veränderten Umständen anpassen. Außerdem darf der einzelne Gläubige sich sein Vorbild unter den maßgebenden Geistlichen, den „Mardscha'-e Taqlid“ (Quelle der Nachahmung), selbst wählen. Damit wird ein gewisser Pluralismus gewährleistet. Und dieser hat auch politische Rückwirkungen; die Geldspenden der Gläubigen geben den Geistlichen die Möglichkeit, durch Stipendien Einfluss und Macht zu gewinnen. So kann ein Stimmungsumschwung in der Bevölkerung über kurz oder lang das politische Gefüge verändern.

Es wäre eine Vereinfachung, die Islamische Republik Iran als reine Diktatur anzusehen. Sie hat viele solche Züge: Ein ausgeklügeltes verfassungsrechtliches System soll die bevorzugte Stellung des Klerus garantieren, militärische und paramilitärische Gruppen genießen enorme wirtschaftliche Privilegien und schützen ihrerseits die Machthaber, und die Menschenrechte werden missachtet, obwohl Iran alle Menschenrechtskonventionen unterzeichnet und diese Völkerrechtsverträge nicht gekündigt hat. Aber das System ist kein monolithischer Block, sondern ein komplexes Gebilde voller Widersprüche, innerhalb dessen heftige Machtkämpfe stattfinden.

Das Verhältnis von Schia und Sunna heute

Ergänzend sei noch kurz auf das aktuelle Verhältnis der iranischen Schia zu der anderen, wie bereits erwähnt, weitaus größeren muslimischen Glaubensrichtung, der Sunna, eingegangen:

Im Inland werden die sunnitischen Minderheiten zwar nicht verfolgt, aber doch diskriminiert, lediglich in den Randgebieten Irans, in denen sie eine Mehrheit der Bevölkerung darstellen, genießen sie eine gewisse Toleranz. Andererseits ist das Regime um eine Entspannung des Verhältnisses zu sunnitischen Nachbarstaaten bemüht. Wie in der Türkei, in der die im Vergleich zu den anderen Rechtsschulen liberalere und offenere hanafitische Doktrin gilt, auch die ersten drei schiitischen Emame, 'Ali, Hassan und Hosseyn in hohem Ansehen stehen, so werden in Iran die ersten drei Kalifen, welche die Gemeinschaft der Muslime vor 'Ali regierten, längst nicht mehr (wie einst unter den Safawiden) verflucht. Und tatsächlich ist es zwischen der Türkei und Iran zu einem gewissen Ausgleich gekommen,

wie etwa daraus ersichtlich wird, dass der türkische Präsident sich gegen die Wiedereinführung der US-Sanktionen gegen Iran ausgesprochen hat und seine Regierung den Handel mit Iran fördert.

Das Verhältnis zu Saudi-Arabien ist dagegen nach wie vor außerordentlich angespannt, und die dort herrschenden Wahhabiten werden als erbitterte Feinde angesehen. Unvergessen sind die Razzia von 1802 und der Überfall der Anhänger Ibn Sauds auf Kerbela, bei dem nicht nur das Grabmal Hosseyns, des „Herrn der Märtyrer“, geplündert und zerstört wurde, sondern auch ein grauenhaftes Massaker an der Zivilbevölkerung stattfand. Bald darauf eroberten die Wahhabiten Mekka und Medina, wo sie weitere Gräber wichtiger Mitglieder der Familie des Propheten dem Erdboden gleich machten. Seitdem ist es immer wieder zu gewaltsamen Auseinandersetzungen zwischen Saudi-Arabien und Iran bzw. zwischen Angehörigen dieser beiden Staaten gekommen.

Das ist auch ein wichtiger Grund für die Parteinahme Irans für die jemenitischen Rebellen, die Huthis, gegen die von Saudi-Arabien unterstützte Regierung. (Diese sind übrigens Schiiten, aber keine Anhänger der Zwölferschia wie die Iraner, sondern bilden eine andere Gruppe, die der Sunna theologisch näher steht als jenen.) Ebenso gehören Al-Qa'eda und der „Islamische Staat“, beide aus dem Wahhabismus hervorgegangen, zu den Feinden Irans und werden bekämpft. Im Gegensatz dazu suchen die iranischen Machthaber ein gutes Verhältnis zu Afghanistan. Sie führen sogar Gespräche mit den Tälebän, setzen allerdings, um das Verhältnis zur afghanischen Regierung nicht zu belasten, diese jeweils vorher davon in Kenntnis. Durch die Unterstützung der (sunnitischen) Palästinenser gegen Israel versucht die Islamische Republik Iran den Sunniten zu beweisen, dass sie die Interessen aller Muslime gegen Andersgläubige vertreten. Auch das Engagement Irans in Syrien hängt mit dieser Politik zusammen, hinzu kommt das Bestreben, einem Regime zu helfen, das von verschiedenen sunnitischen Gruppierungen bekämpft wird, die dem Wahhabismus mehr oder weniger nahestehen.

Berlin, den 3. Februar 2019

Kurt Scharf